

Das Gastkind : Novelle [Schluss folgt]

Autor(en): **Fischli, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1937-1938)**

Heft 19

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671815>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am häuslichen Herd.



XLI. Jahrgang

Zürich, 1. Juli 1938

Heft 19

Sommertag.

Am Waldessaume träumt die Föhre,
Am Himmel weiße Wölkchen nur;
Es ist so still, daß ich sie höre,
Die tiefe Stille der Natur.

Rings Sonnenschein auf Wies und Wegen,
Die Wipfel stumm, kein Lüftchen wach,
Und doch, es klingt, als ström' ein Regen
Leis tönend auf das Blätterdach.

Theodor Fontane.

Das Gastkind.

Novelle von Albert Fischli.

Was hier erzählt wird, spielt sich in einem neuzeitlich behaglichen Einfamilienhaus eines Bezirkshauptortes ab. Sollte man diesem Haus einen Namen geben, so müßte es etwa heißen: Zur Freiheit in der Gemeinschaft. Eine vierköpfige Familie Schreyber wohnt darin, Schreyber mit Ppsilon. Tochter und Sohn sind bereits erwachsen.

Der Hausherr ist stellvertretender Leiter in einem ansehnlichen Betrieb, groß, wohlgenährt, mit einer mächtigen Glase über dem bartlosen, rötlichen Vollmondgesicht. Die Hausfrau dagegen ist von zierlich schlanker Art; ihr Haar ist schon ergraut, aber aus den Runzeln ihres schmalen Antlitzes blickt ein lebhaftes, glänzendes Augenpaar. Die Tochter Adelheid ist ganz der Mutter Ebenbild in der Anmut frisch erblühter Jugend. Sie hat sich in der Kinderpflege ausbilden lassen; da sie aber dank dem elterlichen Wohlstand nicht aufs Geldverdienen angewiesen ist, nimmt sie nur ausnahmsweise bei befreundeten Familien, zur Gefälligkeit vorübergehend

eine Stelle an. Meist weilt sie daheim und geht der Mutter bei den Hausgeschäften an die Hand. Denn diese, durch wiederholte üble Erfahrungen bestimmt, will nichts mehr von Mägden wissen; eine vormittägliche Aushilfe, Wäscherin und Glätterin, und am Samstag eine Putzfrau müssen ihr den dienenden Hausgeist ersetzen. Der bebrillte Sohn macht einen für seine angehenden Zwanzigerjahre auffallend männlichen Eindruck. Er hat sich der Heilkunde verschrieben und ist in seinem Studium schon ziemlich weit vorgerückt.

Es ist ein sogenanntes gebildetes Haus, in das wir unsern Fuß setzen. Vom Erdgeschoß bis unters Dach steckt es voll von Büchern. Es enthält geradezu vier kleinere Bibliotheken; denn jedes Glied der Familie Schreyber besitzt seine eigene Büchersammlung. Die des Vaters umfaßt allerlei Heimatgeschichtliches und Vaterländisches, auch verschiedene kriegswissenschaftliche Werke; denn in der Armee bekleidet er den Rang eines Majors. Vor allem aber sind Schriften über Jagd und Fischfang reichlich vertreten. Die Mutter

hält es mit den berühmten schweizerischen und deutschen Erzählern des vorigen Jahrhunderts. Die Tochter Adelheid hinwiederum huldigt einem zeitgemäßen Geschmack und liest mit Vorliebe allerlei Fremdländisches, Russisches, Dänisches, Schwedisches, Norwegisches, Englisches und Amerikanisches, natürlich das meiste in deutschen Übersetzungen. Der Medizinstudent besitzt aus den Tagen des Gymnasiums noch die alten und die deutschen Klassiker; sie sind aber durch die großen Wälzer seines Faches in eine bescheidene Ecke gedrückt worden.

Man liest aber im Hause Schreyber nicht nur vierfach voneinander geschieden, man lebt auch so und begegnet sich täglich nur bei den üblichen Mahlzeiten. Einen solchen Zustand empfindet man keineswegs als naturwidrig oder gar unerfreulich; im Gegenteil, jedes hat sich längst darauf eingestellt, seinem Dasein persönliche Prägung zu verleihen und also von den andern weder die mindeste Rücksicht zu fordern, noch sie ihnen zu gewähren. Der Hausherr geht an zwei Abenden der Woche aus, einmal zum Kegeln, einmal zum Kartenspiel, dazu betreibt er das Weidwerk und den Fischfang und ist in Schützenkreisen eine beliebte Erscheinung. Die Mutter hat ihr wöchentliches Kränzchen, besucht regelmäßig das Kino des Ortes und die namhaftesten städtischen Konzerte und Theatervorstellungen. Die Tochter Adelheid spielt im Sommer Tennis und fährt im Winter Ski. Im streng geregelten Studienplan des Sohnes Felix hat das Vergnügen wenig Raum. Immerhin sieht er sich ab und zu einmal ein Fußballtreffen, einen Boxkampf oder ein leichtathletisches Wettspiel an; zumeist aber unternimmt er an Sonntagen einsame und ausgedehnte Fußwanderungen. Ein Skiläufer ist er natürlich auch.

So kommt es jahraus, jahrein sozusagen nie vor, daß man die Familie Schreyber — mit Ppsilon — als Ganzes in der Öffentlichkeit erblickt. Es verhält sich mit ihr wie mit den vier Jahreszeiten, die auch aufs engste zusammengehören und doch immer nur vereinzelt auftreten.

Schreybers besitzen auch einen Lautsprecher, der ans Telephon angeschlossen ist. Aber auch dieser vermag keine die vier Hausgenossen verbindende Wirkung auszuüben. Deren Bedürfnisse und Liebhabereien liegen viel zu weit auseinander, als daß sie durch ein und dieselbe Sendung befriedigt werden könnten. Nur ab und zu hört

sich die Mutter etwa ein klassisches Musikstück, die Tochter einen Foxtrott oder Tango an, oder der Vater lauscht, gemütlich eine Pfeife schmauchend, einem Vortrag über irgend einen zeitgemäßen Gegenstand.

Zweimal im Tag wird das Radio indessen regelmäßig zu Rate gezogen. Es geschieht um die Mittags- und Abendzeit, wo die „Neuesten Nachrichten“ jeweils mit der Einnahme des Mahles zusammenfallen und öfters den Stoff für die Unterhaltung über Tisch hergeben müssen. Der Hausherr vor allem ist auf diese Mitteilungen erpicht, und sobald die Wanduhr halb eins oder abends halb acht schlägt, langt er mit dem rechten Arm unwillkürlich nach dem braunen Kästchen, das ihm in greifbarer Nähe steht und schaltet ein.

Dieser geistige Genuß ist jedoch nicht gänzlich ungefährdet. Da der Lautsprecher, wie gesagt, mit dem Telephon verbunden ist, kann es vorkommen, daß mitten in den Nachrichtendienst ein Fernruf erfolgt. Solch tückisches Spiel des Zufalls bringt den Vater Schreyber jeweils aus dem seelischen Gleichgewicht. Sobald das Geschrell der Telephonklingel einsetzt, durchfährt ihn ein Schreck, und er richtet sich steil auf. Ist er es, nach dem verlangt wird, so gibt er im Anmut über die Störung so kurzen und schroffen Bescheid, daß seine Angehörigen über solche Unfreundlichkeit, um nicht zu sagen Grobheit, einfach empört sind. Sie wagen es jedoch kaum mehr, ihm sein unziemliches Betragen vorzuwerfen, denn das wäre ins Feuer geblasen. Noch schlimmer aber steht es, wenn nach seiner Frau gerufen wird, und zumeist ist sie es, der man zur Zeit des Essens und der Neuesten Nachrichten anläutet. Dann rutscht der Herr Gemahl unruhig auf seinem Sitz hin und her oder trommelt aufgeregt mit der Rechten auf den Tisch, während sein wütender Blick starr in eine Ecke gerichtet ist, bis der Erbooste, wenn das Gespräch sich allzusehr in die Länge zieht — und Ferngespräche unter Damen pflegen nicht von kurzer Dauer zu sein —, jählings mit einem Seufzer in sich zusammensinkt, in der Gewißheit, daß der Nachrichtendienst wieder einmal für ihn verloren ist.

Nun folgt das immer peinliche Nachspiel. Ob die Frau mit dem Vorwurf beginnt: „Wie kannst du nur...“ und der Mann verhaltenen Zornes fortfährt: „Ja, wie kann man nur immer!...“, es sieht geradezu aus, als ob es absichtlich getan würde, um einen zu ärgern, ... oder ob beide

ihren Verdruß schweigend hinunterwürgen, gleichviel: die gute Stimmung ist verdorben und die Eßlust dahin.

Frau Schreyber hat sich zwar mit Erfolg bemüht, ihren Bekannten ans Herz zu legen, doch ja in der kritischen Zeit keine Drahtgespräche mit ihr anzuknüpfen, und sie und die Kinder haben dem Vater mehr als einmal klar zu machen gesucht, wie lächerlich es im Grunde sei, sich aufzuregen wegen des Ausfalls der Tagesneuigkeiten, die doch sämtliche ein paar Stunden später in der Zeitung nachgeholt werden könnten. Doch weiter als zu einem faulen Frieden hat man es nicht gebracht, da es einfach nicht gelingen will, die allzu Vergesslichen dauernd zu belehren und den immer wieder Rückfälligen völlig zu befehlen.

Nun aber hatte man sich einer Schonzeit von mehreren Wochen erfreuen dürfen. Es war gerade in den gespannten Tagen, als die Entscheidung in der englischen Königskrise in der Luft lag und alle Welt fiebrig auf den Ausgang des Konfliktes wartete. Die Familie Schreyber saß beim Nachtessen und ratschlagte, ob es heute wohl zu einer Lösung gekommen, und wie diese ausgefallen sei. Der Zeiger rückte soeben auf halb acht Uhr, und das Familienoberhaupt machte mit ausgerecktem rechten Arm eine Viertelsdrehung des Körpers nach rechts, um dem Lautsprecher das Wort zu geben — aber jählings ließ es den Arm sinken, und sein zorniges „Himmel Donnerwetter!“ vermischte sich mit dem Geschrill der Telephonklingel. Bleich, wie gelähmt, saß seine Ehehälfte da, die Tochter Adelheid, die eben ihre Kaffeetasse nachzufüllen im Begriff stand, goß in der Bestürzung den schwarzen Trank daneben auf das blütenweiße Tisch Tuch, und nur der Sohn Felix besaß soviel Kaltblütigkeit, an den Telephonapparat im Flur draußen zu gehen, den Hörer abzunehmen und seelenruhig zu fragen: „Schreyber — was beliebt? — Die Mutter? — ja gerne — einen Augenblick, bitte.“ Frau Schreyber, Tränen in den Augen, erhob sich und schritt entrüstet hinaus. Es herrschte eine solche Stille im Raum, daß man das laute und lebhaftes Gerede des Gegenübers deutlich scheppern hörte und beinahe verstehen konnte. „Ja gerne, selbstverständlich“, erklärte die Hausfrau, als sie endlich zum Wort kam, „aber ich muß hier abbrechen. Ich läute dir später an, entschuldige, bitte!“ Und wankte herein, sank auf ihren Stuhl und bedeckte die Augen mit dem Taschentuch.

Abermals erhob sich der Student und tat, was der Vater in seiner Bestürzung zu tun unterlassen hatte, er schaltete den Lautsprecher wieder ein. Es reichte gerade noch, um zu vernehmen, daß die Thronkrise in England noch immer nicht behoben sei.

Herr Schreyber war Weibertränen gegenüber machtlos. Er fühlte sich schuldig und wollte sein Vorgehen wieder gutmachen. „Hör, Alte“, erklärte er feierlich, „ich hab' mich wieder einmal schändlich aufgeführt. Es tut mir leid, verzeih mir,“ und legte ihr begütigend die Hand auf die Schulter. Die Frau wich bei seiner Berührung zurück, als ob sie elektrisiert worden wäre. „Eine solche Verrücktheit“, zischte sie und sah ihn böse an, „und alles wegen dieser blöden Weibergeschichten.“ — „Da siehst du, was ihr in der Welt für Unheil anrichtet,“ gab er ihr zurück und wagte ein bitter-süßes Lächeln. — „So“, sprach sie spitz, „wer hat den Hausfrieden gestört, war ich es, oder warst es du?“ — „Das Telephon“, erwiderte er schlagfertig. — „Und eine Frau hing daran,“ ergänzte trocken der Sohn, der zwar des Vaters Unbeherrschtheit nicht billigte, dennoch aber der Lust nicht hatte widerstehen können, seinen Blickgedanken funkeln zu lassen.

„Unflat, der du bist,“ schalt Frau Schreyber ihren Sprossen, mit Mühe ein Lachen unterdrückend. Die Tochter fühlte das Bedürfnis ihr beizuspringen: „Mutter verdient nicht auch noch euren Spott, nachdem ihr schon Unrecht geschehen ist. Der Vater ist im Fehler. Man sollte soviel Gewalt über sich haben...“ — „Und den Kaffee nicht neben die Tasse gießen,“ beendigte der Bruder boshaft ihren Satz. „Ich bin eben erblich belastet,“ trumpfte sie zurück, und nun legten sie alle los und lachten herzlich heraus.

„Übrigens“, sprach Frau Schreyber, als man sich wieder beruhigt hatte, „der Vater soll sich nur nicht unterstehen, mir mit Vorwürfen zu kommen, wenn ihm der Handel nicht behagt. Nur um feinnetwillen hab' ich Kurzschluß gemacht und unbesonnen zugesagt.“

„Wozu denn?“ — „Erkläre dich!“ — „Du sprichst in Rätseln!“ echote es dreifach zurück.

„Es handelt sich“, erklärte die Mutter, „kurz gesagt, um ein zweiundeinhalbjähriges Bublein, das wir für einige Zeit bei uns aufnehmen sollen. Es gehört ganz armen Leuten. Der Vater ist seit mehreren Monaten arbeitslos und ausgesteuert. Die Frau, Mutter von drei Kindern,

von denen das älteste kaum vier-, das jüngste fünfvierteljährig ist, liegt auf den Tod krank zu Bett. Anhaltende Blutungen haben ihre Kraft beinahe aufgezehrt. Es herrsche ein unbeschreibliches Elend in der Familie, kein Geld sei vorhanden, keine Nahrungsmittel, keine Kleider, keine Kohlen, nichts und aber nichts. Wenn nicht rasch und nachhaltig geholfen werde, so sei das Schicksal der Frau besiegelt. Morgen wird sie ins Spital eingeliefert, wo sie sich einem ärztlichen Eingriff zu unterziehen hat. Nun gilt es, die drei Kleinen bei wohlmeinenden Leuten unterzubringen, bis ihre Mutter geheilt und wieder bei Kräften ist, und also hab' ich dem Vorstand des Frauenvereins zugesagt, den mittleren Buben zu übernehmen."

"Es wird ein schöner Dreckbub sein, wenn er aus einer solchen Armut kommt", sprach Felix, der Student, "ich warne schon jetzt vor Läusen, Flöhen und Wanzen und andern ansteckenden Krankheiten."

Die Tochter Adelheid, die kleinen Kindern zugebeten war, wollte schon einen Freudenlaut ausstoßen, als ihr auf einmal einfiel, daß die Weihnachtsferien auf der Lenzerheide, die sie und der Bruder mit einigen Altersgenossen längst verabredet hatten, gefährdet sein könnten. Sie meinte daher etwas kleinlaut: "Es wäre gewiß schön und gut, so ein armes Würmlein aufzunehmen. Ich fürchte nur, du mutest dir etwas viel zu."

Vater Schreyber, im Bestreben, sich vollends zu entschüßnen, sprach zu seiner Frau: "Man kann dich zu diesem Werk der Barmherzigkeit nur beglückwünschen. Ich finde indessen auch, es könnte für dich eine zu große Last werden, neben den gewohnten Hausgeschäften auch noch ein kleines Kind zu betreuen. Es ließe sich auch an eine anderweitige Unterbringung des Kleinen auf unferre Kosten denken."

"Nichts da", antwortete seine Eheliebste bestimmt, "das Wort ist gegeben, und ein Auskneifen gibt es nicht." Und kampflustig herausfordernd fuhr sie fort: "Meint ihr denn, der Handel gehe nur mich an? Keineswegs. Auch das Fräulein Tochter und sogar die Mannsleute müssen dran glauben. Ich zähle auf die Unterstützung aller. Felix soll gleich mit dem Vater auf den Estrich gehen und das Kinderbettchen herunterholen. Frisch ans Werk!"

Die Antwort auf diese resolute Rede waren lange Gesichter und Schweigen.

Im Verlauf des folgenden Nachmittags kam das Kind auf dem Arm seines Vaters angerückt. Der junge Mann war von grobschlächtiger Gestalt, mit einem fast knabenhaft unbeschriebenen Gesicht. Das Äußere war ungepflegt: langes, struppiges Haar, ums Kinn mehrtägige Bartstoppeln, die Kleidung ärmlich, graugestricke Jacke mit ausgefranzten Ärmeln, im Halsausschnitt ein blaues Hemd ohne Kragen, abgetragene kurze Hose und Filzschuhe an den Füßen. Ehrfurchtsvoll hielt der Ankömmling die braune Schirmmütze in seiner Hand. Er heiße Grether und sei also so frei und bringe den Buben, sagte er und stammelte Dank. Hineinkommen wollte er nicht. Der Abschied falle am leichtesten, wenn man kurzen Prozeß mache.

Frau Schreyber nahm ihm das furchtsam blinkende Knäblein ab. Es trug offenbar seinen besten Staat: knallrotes Wolljäckchen, dünne Höschen, braune Strümpfchen und ebensolche Schühlein. Der Vater drückte dem Kleinen noch einen derben Kuß auf die Backe: "Sei schön brav, mein liebes Lauskerlchen, bald komme ich wieder und schau nach dir." Er verabschiedete sich von der Hausfrau und eilte fort. "Wie heißt er denn eigentlich?" rief ihm Frau Schreyber nach. "Hansrudi," tönte es zurück.

"Papa, Papa," schrie das Bübchen und streckte beide Armchen nach dem Entfliehenden aus. Frau Schreyber trug ihren Schülking hinein. "Papa gehen," schluchzte er unaufhörlich und achtete nicht auf die begütigenden Worte der fremden Frau. Sie setzte ihn in der Küche auf die Bastmatte und suchte ihn mit einem Stückchen Schokolade zu geschweigen; er wies es beharrlich zurück. Die Tochter mußte in die Kumpelkammer hinaufsteigen und altes Kinderspielzeug hervorramen. Sie brachte eine Ente und einen Hasen und ein ganzes Häufchen Häuserchen und allerarten Tierlein und schüttete die Dinger um ihn aus. Er wollte von allem nichts wissen. "Papa gehen, Mama gehen!" wehklagte er eigensinnig. "Ja, ja, du darfst schon wieder zu Papa und Mama," tröstete ihn Frau Schreyber freundlich und weich. Sie hob ihn auf den Arm, trug ihn ins Wohnzimmer hinein und setzte sich mit ihm in die Sofaede. "Papa gehen, Mama gehen," jammerte er immerzu, bis er endlich in ihren Armen einschlief. Sorgfältig bettete sie ihn auf das Sofa und schob ihm ein Kissen unters Köpflin.

Als er nach zwei Stunden Schlafes erwachte, rief er gleich wieder nach seinen Eltern. Doch



Auf der Weide.

Photo Feuerstein, Schuls-Tarasp

benahm er sich jetzt nicht mehr so ungeberdig, sondern schien sich allmählig in sein Schicksal zu ergeben. Aber scheu und mißtrauisch blickte er die neuen Gesichter an. Man hatte die Zeit seines Schlafes dazu benützt, Kleidchen und Wäsche für ihn herbeizuschaffen. Zunächst wurde er einer ersten Säuberung unterzogen. Sein Haar war so lang und ungeordnet, man hätte ihm im Nacken beinah Zöpfchen flechten können. Nur an den sichtbaren Stellen war seine Haut notdürftig gewaschen, und die Fingernägel wiesen breite Trauerränder auf. Das Zeug, das er auf dem Leib trug, strömte einen widerlichen Geruch aus. Er war also wirklich der richtige Dreckbub. Die Frauen setzten ihn in ein Kinderbadwännchen und brauchten mehr als ein Wasser, bis sie ihn sauber hatten. Als er aber endlich gereinigt und rosig vor ihnen stand, stellten sie mit Entzücken fest, wie wohlgebildet und feingeformt das Körperchen des armen Bübleins war. Hansrudi hatte

das Säuberungswerk widerstandslos, aber mit finsterner Miene, über sich ergehen lassen. Auch die frische Wäsche und das blaue Kleidchen, worin er gesteckt wurde, schienen ihm keinen besonderen Eindruck zu machen. Frau Schreyber trug ihn auf ihren Armen zum Haarschneider, der sein Köpflein von dem wilden Gerant und Gestrüpp befreite. Wie völlig verwandelt sah er nun aus, ein ausgemachtes Herrenkind. Wenn er nur ein freundliches Gesichtchen hätte aufsetzen wollen! Man gab ihm beim Einnachten Milchbrocken und legte ihn dann in das schneeweiße Bettchen, das in Adelheids Zimmer aufgeschlagen worden war. „Mama, Mama“, zeterte er nun wieder erbärmlich, bis sein Geschrei in ein schwächer und schwächer werdendes Winseln überging und ihm schließlich, von der Müdigkeit übermannt, die Augen zufielen.

Vater und Sohn kehrten nach Hause, und die Familie Schreyber setzte sich an den Abendtisch.

Die Frauen schilderten ihr nachmittägiges Erlebnis so lebhaft und ausführlich, daß die „Neuesten Nachrichten“ darüber ganz in Vergessenheit gerieten. Genau genommen waren nicht nur die Weibsleute mit ihrem lebendigen Bericht die Ursache dieses Versehens, sondern auch die Wanduhr, die um fünf Uhr abends stehen geblieben und die aufzuziehen bei dem Umtrieb mit dem Büblein unterlassen worden war. Also hatte sie zur Essenszeit auch nicht mit ihrem Schlag das Stichwort für die Nachrichten geben können. Mutter und Tochter wurde es ungemütlich, als die doppelte Unachtsamkeit dadurch an den Tag kam, daß der Hausherr, zufällig und ohne viel zu denken, seine goldene Uhr zog. Dieser aber erhob sich überraschend gleichmütig, und mit den Worten: „Geschehe nichts Schlimmeres!“ machte er sich daran, die Wanduhr wieder in Gang zu setzen. Dann entnahm er, stehen bleibend, seiner innern Brusttasche das lange silberne Zigarrenetui, zog daraus eine schwach gebogene, schwarze Brissago-Zigarre und steckte sie, der Tür zuschreitend, in Brand.

„Du willst doch nicht schon fortgehen, hast ja das Essen kaum berührt,“ sprach seine Ehehälfte vorwurfsvoll, „und es ist doch eine deiner Leibspeisen.“ Und sie zeigte auf die Platten mit dem Kalbskopf und den Bratkartoffeln.

Schreyber zwinkerte mit den Augen. „Das Bessere ist des guten Feind“, erklärte er feierlich, „heut abend feiert der Regellklub mein silbernes Jubiläum als Mitglied: Übergabe des üblichen Silberbeckers, anschließend ein Festmahl mit Forellen und Fasanen.“ Mit einem genießerischen Zungenschmalzen beendete er seine Mitteilung.

„O ihr Männer mit euren ewigen Festen und Schmäusen!“ rief seine Frau aus, „aber du wirst doch nicht weggehen, ohne unser Gastkindchen eines Blickes gewürdigt zu haben.“

„Ei nun“, meinte er, „ich denke, das krieg ich noch ausgiebig zu sehen.“

„Nein, Franz, das tust du mir nicht an,“ bat und mahnte sie leidenschaftlich, und schon dadurch, daß sie ihn seit langer Zeit wieder einmal beim Vornamen nannte, ergab er sich ihrem Begehren und folgte ihr in den ersten Stock hinauf. Auch Tochter und Sohn kamen nachgestiegen.

Um den kleinen Schläfer durch das grelle Deckenlicht nicht zu wecken, knipste die Mutter das Stehlämpchen auf Adelheids Nachttisch an, und nun umstand man zu viert das Bettchen des Büb-

leins. Es lag auf der Seite, ein Armchen unter dem Kopf, das andere auf der Bettdecke, friedlich da. Die Bäckchen glühten rot, und die feinen Nasenflügel bewegten sich leise im Auf und Ab des ruhigen Atems.

„Ist er nicht ein allerliebstes Kerlchen!“ hauchte Frau Schreyber begeistert, und die Tochter flüsterte schwärmerisch: „Zum Anbeißen süß!“ — „Willst du mit dem Anbeißen nicht noch zuwarten, bis das Engelchen seine Herkunft unter Beweis gestellt hat?“ höhnte der Student und rümpfte zur Verdeutlichung seine Nase. Adelheid, entrüstet, versetzte ihm einen gelinden Klaps auf das Lästermaul. Der Vater aber tat den Ausspruch: „In der Tat sieht er entzückend aus, man würde nicht glauben, daß er aus einer Proletarienfamilie kommt,“ und erkaufte sich mit diesem Spruch die Freiheit, sich zu empfehlen, denn die Uhr stand schon auf halb neun, und die Regelbrüder warteten.

Am andern Tag schon fing Hansrudi an, zutraulich zu werden. Er spürte die Liebe, die ihm entgegengebracht wurde und erwiderte sie. Frau Schreyber hob ihn auf und küßte ihn: „So, du bist nun mein kleiner Schatz, gelt! Und wer bin ich?“ — „Frau“, sagte er. „Nein, deine Mutter. Sag schön Mutter!“ — „Mutter,“ kam es von seinen Lippen. „So, siehst du, und das da ist deine Tante Heidi.“ — „Tanti,“ wiederholte er und lächelte schelmisch. Und das Tanti küßte ihn auch.

Auf dem Teppich der Stube hingekauert, spielte er nun vergnügt mit den Holzklöbchen, die man ihm gab. Tanti zeigte ihm, wie man einen Turm baut. Er stieß mit den Händchen an das schwanke Bauwerk und lachte hellauf, als es krachend zusammenfiel. „Hansrudi auch Turm bauen,“ sagte er. Er beigte aber die Klöbchen allzu einseitig auf, und so stürzte sein Bau schon auf halber Höhe ein. „Verfluchter Raib!“ schrie er zornig. — „Aber Hansrudi,“ schalt Tanti entsetzt. Die Mutter kam erschrocken hereingesprungen. „Was hab ich hören müssen. Pfui, so wüßt reden!“ Er sah sie verwundert an, dann senkte er das Köpfchen vor ihrem strafenden Blick. Jetzt hob er es wieder und schaute sich im Zimmer um. „Ticktack!“ lachte er, als ob nichts geschehen wäre, und wies auf die Wanduhr. Die Mutter mußte ihn hochhalten und ihm das Ticktack aus der Nähe zeigen. Er wollte daran zerren. Nein, das durfte man nicht. Die Hausglocke läutete. Er trippelte hinter der Mutter her in den Haus-

gang. Der Briefträger war draußen. „Soldat,“ lallte er. Als der Mann abgefertigt war, drückte Frau Schreyber auf die Hausglocke, daß es schrillte. „Läuten“, erklärte sie ihm. „Hansrudi auch läuten,“ drängte er und streckte die Armchen hoch. Sie erfüllte seinen Wunsch. Er strahlte übers ganze Gesicht, als es ihm gelang das Läutwerk in Betrieb zu setzen. „Teppelin! Teppelin!“ schrie er plötzlich ganz aufgeregt und drängte hinein. Er hatte das surrende Geräusch des Staubsaugers vernommen. Mit höchstem Erstaunen verfolgte er den Vorgang. „Noch mehr Teppelin,“ verlangte er, als der Apparat abgestellt wurde. „Morgen wieder Teppelin“, tröstete die Mutter, „jetzt müssen wir Süpplein kochen.“ — „Hansrudi auch Süpplein kochen,“ begehrte er, und Frau Schreyber mußte ihn auf den rechten Arm nehmen, während sie mit der linken Hand den Rührlöffel handhabte.

Der Mittagstisch wurde gedeckt. Hansrudi zottelte beständig hinter der Mutter drein. Beim Zurechtlegen der Gedecke erzählte sie ihm: „Da sitzt der Vater, da die Mutter, da das Tanti und da der Felix.“ — „Patter, Mutter, Tante, Peliß,“ wiederholte er jeweils und blickte stolz zu ihr auf, wenn sie bestätigend nickte. Und nach einer Weile wies er mit dem Zeigefingerchen auf die entsprechenden Plätze und wiederholte richtig: „Patter — Mutter — Tanti — Peliß.“ Frau Schreyber hob ihn beglückt auf und gab ihm einen Kuß. „Ja, mein kleiner, süßer Schatz! Und wer meinst du, sitzt da zwischen Vater und Mutter?“ — „He?“ machte er. Und „Hansrudi“ sagte er dann und wollte gleich an seinen Platz gesetzt sein. Tanti erhöhte mit Rissen seinen Sitz und hob ihn hinauf. „Hansrudi Süppelein essen,“ verlangte er. „Ja bald“, vertröstete man ihn, „wenn der Vater und der Felix da sind.“ — „He?“ machte er, „Patter? Peliß? He?“

Endlich ging die Haustüre. „Jetzt kommen sie,“ beschied ihn die Mutter und hob ihn von seinem Thron herunter. Er trippelte ihr nach, in den Korridor hinaus. „Mann“, sagte er. „Nein, Hansrudi, das ist der Vater.“ Er stuzte. „Gib ihm schön das Händchen!“ Er sah zu Boden. Herr Schreyber nahm ihn kurzerhand hoch und trug ihn hinein. „Sag jetzt schön Vater,“ ermahnte ihn die Mutter. „Patter,“ kam es zaghaft heraus. „Und das ist der Felix.“ Aber dieser schaute zu scharf durch seine Brillengläser. Hansrudi hatte Angst vor ihm.

Man setzte sich an den Tisch. Die Suppe wurde geschöpft. Die Mutter drückte dem Kleinen einen Löffel ins rechte Händchen. Die Suppe war heiß. Beim ersten Versuch schreckte Hansrudi zurück. „Gottverdammich,“ schimpfte er und hatte den Löffel fallen lassen. „Böser, böser Hansrudi,“ entrüstete sich das Tanti. „Nicht wüßt reden, sonst bist du kein Lieber!“ mahnte die Mutter. „Hansrudi lieb,“ versicherte er und ließ sich vom Vater die Suppe blasen. Dann nahm er den Löffel ins linke Fäustchen. „Mit dem schönen Händchen essen; siehst du, wir alle machen's so...“

Es ging gegen halb Eins. Vater Schreyber bedeutete Hansrudi mit dem Zeigefinger: „Gib acht! Etwas Schönes!“ und schaltete den Lautsprecher ein. Die letzten Klänge eines Straußwalzers erschallten. „Musik“, lachte der Kleine. Da schrillte das Telephon. Gelassen und mit freundlicher Miene erhob sich der Herr des Hauses und trat an den Apparat: „Schreyber. Ah, Sie sind's, Frau Doktor... Es geht ganz gut. Meine Frau wird Ihnen gleich selber Auskunft geben.“ Seine Ehehälftle ging und nahm ihm den Hörer ab. „O ja, es ist ein wonniges Kerlchen. Wir haben ihn schon alle ins Herz geschlossen. Am Nachmittag geb ich dir dann ausführlichen Bericht, jetzt hab ich leider keine Zeit. Entschuldige, bitte. Adjö, Martha.“

Die Mutter setzte sich wieder an ihren Platz. Bielsagende Blicke wurden gewechselt. Die neuesten Nachrichten konnten in der Hauptsache noch abgehört werden. Wie wenig wichtig und interessant waren sie auf einmal geworden!

Jetzt marschierte die Gemüseplatte auf. Sauerkraut, Speck und Wurst. Dazu gesottene Kartoffeln. „Wurst“, rief das Büblein begeistert. „Hansrudi auch Wurst.“ — „Jaja, Hansrudi muß auch Wurst haben,“ nickte der Hausvater und zerschnitt ihm ein paar Scheibchen in kleine Stücke, während die Mutter ihm eine Kartoffel schälte und zerkleinerte. Man gab ihm ins Fäustchen eine kleine Gabel. Aber unversehens hatte er sie abgelegt und stieß mit beiden Händchen gierig Wurst in den Mund, soviel darin Platz hatte. Felix bemerkte es zuerst. „Hansrudi“, entfuhr es ziemlich scharf seinem Mund. Der Kleine blickte erschrocken nach dem Brillenmann, und auf eins kugelten ihm große Tränen die Backen herab. Vater Schreyber streichelte ihn zärtlich. „Nein, nein, nicht weinen, Hansrudi ist

lieb." — „Hört, hört, was der Vater für sanfte Töne in der Brust hat. Das haben wir gar nicht gewußt," sprach die Mutter anzüglich, und zum Kleinen: „Hansrudi muß schön essen, gelt! Sonst wird Mutter böß." — „Patter gehen!" verlangte das Büblein, als es seinen Hunger gestillt hatte und neigte sich kühn seitüber. Herr Schreyber konnte es gerade noch auffangen und auf seine Knie setzen. Adelheid stichelte: „Wirklich ein gescheites Kerlchen, es hat schon heraus, wo es Recht findet. „Ja, ja, der Vater," bestätigte die Mutter, „das ist halt ein Erzieher, immer sanft, immer nachgiebig, nur ja nie weh tun. Mit euch hatte er's genau so." — „Nun", erwiderte der Angegriffene lächelnd, „allzu schlimm sind sie immerhin nicht ausgefallen." — „Allerdings", gab die Frau zu, „aber nur, weil noch jemand anderer da war, der zum Rechten sah." — „Wie's denn auch sein soll," sprach er und machte ihr eine Verbeugung, und Felix zitierte feierlich:

„Denn wo die Strenge mit dem Garten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
da gibt es einen guten Klang."

So war man in bester Stimmung. Noch kaum je hatte man an einem Mittagstisch so gemütlich beieinander gefessen. Wohlwollen, Heiterkeit, Behagen glänzte auf allen Gesichtern. Und als man auseinander ging, jedes an sein Geschäft, freute man sich schon auf das nächste Zusammensein.

Der kleine Hansrudi hatte das Wunder vollbracht. In ihm hatte die Familie Schreyber eine Seele erhalten, einen Mittelpunkt, um den sich alles drehte. Trotz seiner körperlichen Winzigkeit war dieses arme Büblein ein recht anspruchsvolles Wesen. Nicht nur konnten die Frauen aus Rücksicht auf ihn nicht mehr fortgehen, wann und wohin es ihnen beliebte; auch die Männer sahen sich in den neuen Pflichtenkreis einbezogen. Denn Hansrudi begehrte, daß sich ständig jemand mit ihm abgab. Aber es war seltsam, wie die sonst unabweisbaren Bedürfnisse jetzt in den Hintergrund traten und an Bedeutung verloren. Es fiel der Mutter nicht schwer, dem Herzkäfer, wie sie ihn gerne hieß, zulieb auf das Frauenkränzchen oder den neuesten Filmschlager oder auf das Konzert eines berühmten Orchesters zu verzichten. Die Tochter gab ihre Weihnachtsferienpläne mit einer Selbstverständlichkeit auf, die ihr noch vor wenigen Tagen unmöglich geschienen hätte. Und auch der Vater opferte Tag für Tag das gewohnte Mittagsschläfchen, das er vordem für eine unerlässliche Vorbedingung seines körperlichen Wohls gehalten hatte, und er brachte es gelegentlich sogar über sich, den Genuß seines Leibblattes von den Abend- auf die Nachtstunden zu verschieben, wenn Hansrudi betreut sein wollte und sonst niemand Zeit fand, sich seiner anzunehmen.

(Schluß folgt.)

Das Wunder im Kornfeld.

Der Knecht reitet hinten, der Ritter vorn,
Rings um sie woget das blühende Korn . . .
Und wie Herr Attich herniederschaut,
Da liegt im Weg ein lieblich Kind,
Von Blumen umwölbt, sie sind betaut,
Und mit den Locken spielt der Wind.

Da ruft er dem Knecht: „Heb auf das Kind!" —
Absteigt der Knecht und langt geschwind:
„O, welch ein Wunder! — Kommt daher!
Denn ich allein erhebe es nicht." —
Absteigt der Ritter, es ist zu schwer:
Sie heben es alle beide nicht!

„Komm, Schäfer" — sie erheben's nicht! —
„Komm, Bauer!" — sie erheben's nicht!
Sie riefen jeden, der da war,
Und jeder hilft: — sie heben's nicht!
Sie stehn umher, die ganze Schar
Ruft: „Welch ein Wunder, wir heben's nicht!"

Und das holdselige Kind beginnt:
„Laßt ruhen mich in Sonn und Wind:
Ihr werdet haben ein fruchtbar Jahr,
Daß keine Scheuer den Segen faßt.
Die Reben tropfen vom Moste klar,
Die Bäume brechen von ihrer Last!

Hoch wächst das Gras vom Morgentau,
Von Zwillingsskälbern hüpf die Au;
Von Milch wird jede Gölte naß,
Hat jeder Arm genug im Land;
Auf lange füllt sich jedes Faß!
So sang das Kind da und — verschwand.

August Kopisch.